Heirat nicht ausgeschlossen

Von Hilde Stein.

> „Junger Mann im Löwen geboren, ſucht Ehegefährtin mit guten Mondaſpekten. Angb. unter: „Horoſkop 2345“

Seit kurzem finden wir in den kleinen Anzeigen der Zeitungen ſolche und ähnliche Annoncen. Wie immer nach großen Kriegen iſt der Myſtizismus in die Welt eingebrochen und hat den merkwürdigſten Aberglauben hervorgerufen. Einen Aberglauben, der ſich auch auf Liebe und Ehe erſtreckt und ſein Daſein ſogar in den verhältnismäßig realen und kaufmänniſchen Heiratsannoncen beweiſt.

Inſerate, Aufrufe und Benachrichtigungen finden ſich ſchon in der älteſten vorchriſtlichen Zeit. Die Sockel der antiken Götterſtatuen, die Mauern der Häuſer von Pompeji und Herkulanum — von Knidos und Theben waren voll von Annoncen. Beſonders pflegen Damen, die den Männern wohlwollend gegenüber ſtanden, ihre Reize und Vorzüge öffentlich anzupreiſen.

Dann kam eine lange, lange Zeit, in der die Frau nicht mehr in dieſer oder auch anderer Form in die Oeffentlichkeit treten durfte. Erſt Ende des achtzehnten — Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lieſt man wieder den Namen von Frauen in den Zeitungen. Zu Anfang waren es Aufrufe von Gattinnen, die ſo über ihre im Kriege verſchollenen Männer um Auskünfte und Nachrichten baten — und dann kamen langſam — langſam auch die Heiratsannoncen in die Blätter. Hier in Deutſchland hat ſich dieſes Inſerat nur ſehr ſchwer durchgeſetzt. Noch Anfang des vorigen Jahrhunderts weigerten ſich die Zeitungen, die etwas auf ihr Renommee gaben, derartige Anzeigen zu bringen. Und die Frauen haben ſich auch erſt ſehr viel ſpäter, als das ſtarke Geſchlecht dazu entſchloſſen, dieſen „nicht mehr ungewöhnlichen Weg“ zu beſchreiten.

In England war es gerade umgekehrt. 1797 erſchien im „Obſerver“ die erſte Heiratsannonce und die war von einer Frau! Es war wohl überhaupt die erſte Anzeige dieſer Art, die es gab. Sie erregte denn auch ein ſo großes Aufſehen, daß die Zeitung wochenlang in verdoppelter Auflage erſcheinen mußte, um all die Zuſchriften bewältigen zu können. Wie man hörte, hat denn auch die heiratsluſtige Miß eine ſehr gute Partie gemacht, die auch noch dazu glücklich ausgelaufen iſt.

Vor ungefähr acht Jahren hat es die erſte Mohammedanerin verſucht, ſich ihr Eheleben auf eigene Fauſt zu geſtalten. Auch dieſes Inſerat wirbelte ungeheuren Staub auf. War es doch in ihrem Glaubenslande ein Skandal, daß ſich eine Frau derart der Oeffentlichkeit preisgab! Die Zeitungen konnten ſich gar nicht genug tun an Empörung — bis nach einem halben Jahre ein Artikelchen erſchien, in dem die angegriffene Dame erklärte, tatſächlich auf dieſem Wege ihr Glück gemacht zu haben.

In Deutſchland hat man ſich in den letzten zwanzig Jahren wohl völlig mit dieſer Form des Glückſuchens abgefunden. „Angebot“ und „Nachfrage“ ſind gleich ſtark vertreten. Und immer wird das Reſultat ein Lotterieſpiel ſein. Wer weiß denn, ob die „ſeelenvolle Zweizimmerwohnung“ (ſo las ich tatſächlich vor ein paar Tagen) nicht nur aus Kammer und Küche beſteht und die Beſitzerin ihre Seele in viel Speck verpackt hat — wer weiß, ob bei der „ſchönen, aber mittelloſen Waiſe“ nicht noch irgend etwas anderes dahinter ſteckt — ob nicht die „Dame mit den Dollars“ bloß einen aus der Inflationszeit übrig hat? Wer weiß — wer weiß . . . .!

Und doch iſt ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß 90 v. H. dieſer Leutchen einander tatſächlich heirateten. Leider jedoch fehlt uns die Aufſtellung, wie dann die Ehen ausgefallen ſind. Aber ſchließlich werden ja von nun an, wenn man ſich nach ſeinem Horoſkop den Partner ſucht, die Heiraten immer voller Glück und Frieden ſein. Denn wenn ſelbſt die Sterne in die Berechnungen der Menſchen einbezogen werden, dann muß es ja gut enden! —

◆

Ratschläge und Winke

Magenkrampf.

Dieſer ſchmerzhafte Zuſtand rührt in den meiſten Fällen vom Genuß zu heißer Speiſen und Getränke her, die übermäßigen Blutzufluß nach dem Magen und ſchließlich ſchmerzhafte Geſchwüre darin hervorrufen. Man nehme alſo Speiſen nicht zu heiß zu ſich. Wer dennoch oft mit Magenkrampf zu tun hat, der halte ſich die guten Pfefferminzplättchen zur Hand, die durch ihre kühlende Wirkung den Krampf ſofort lindern und aufheben.

Gegen rote Naſe

wird Zinkſchwefelpaſta nach folgender Vorſchrift empfohlen: Zinkſalbe 20, Reismehl 5, Schwefel 2 Teile während der Nacht aufzulegen.

Warme Bäder.

Dieſe ſind beſonders im Winter zu empfehlen. Durch die kalte Witterung vermag ſich der Körper nicht immer ſelbſt voll zu erwärmen Da hilft ein warmes Bad tüchtig nach. Die Zimmertemperatur muß aber 22 bis 25 Grad Celſius ſein, weil ſonſt leicht nach dem Bade Erkältungen eintreten.

Bei Grippe

ſorge man für gründliche Darmreinigung evtl. durch Einnehmen von Rizinusöl. Auch Pyramidon hilft. Und: Nicht zu frühzeitig das Bett verlaſſen. Togaltabletten ſind zu empfehlen.

Der Kaffee als Desinfektionsmittel.

Es kann nicht genug darauf hingewieſen werden, daß der Kaffee, welchen ſo viele als Getränk für unentbehrlich halten, noch andere wichtige Eigenſchaften beſitzt als die, angenehm anzuregen. In der jetzigen kalten Jahreszeit iſt der Kaffee das beſte Mittel, das man in Krankenzimmern zum Reinigen der Luft und zur Verhütung von Anſteckung verwenden kann ein Mittel, das außerdem noch den Vorzug hat, keinen unangenehmen Geruch zu verbreiten, wie zum Beiſpiel Chlor- oder Karbolſäure. Der gebrannte und gemahlene Kaffee wirkt zerſetzend auf tieriſche und pflanzliche Ausdünſtungen ein und macht dieſe dadurch unſchädlich. Der franzöſiſche Arzt Barbier erwähnt die lindernde Wirkung des Kaffees bei narkotiſcher Betäubung durch Tabak. Eisſchränke nehmen infolge der Aufbewahrung von Fleiſch und Fiſchen nicht ſelten einen üblen Geruch an. Auch hier gibt es kein beſſeres Mittel als gemahlenen Kaffee. Wenn man Wildpret mit gemahlenem Kaffee beſtreut, hält es ſich länger friſch.

Um Gänſe oder Enten wohlfeil zu mäſten,

gebe man ihnen neben ihrem gewöhnlichen Futter täglich mehrere Male gelbe oder weiße, ſehr klein geſtoßene Rüben. Die Tiere bekommen davon in drei Wochen ein fingerdickes Fett und ihr Fleiſch wird ſüß und angenehm. Das ſogenannte Nudeln iſt gar nicht erforderlich, um eine Gans fett zu bekommen. Durch Nudeln bekommt man nur Fettklumpen. Die natürlich gemäſteten Gänſe geben einen viel ſchmackhafteren und appetitlicheren Braten, als die künſtlichen Fettklumpen. Der Braten einer natürlich gemäſteten Gans iſt auch viel nahrhafter und geſünder, als der Braten einer genudelten Gans. England hat eine ſehr gute natürliche Mäſtung der Gänſe und zwar: Die Gänſe werden durch gelbe Rüben, Kartoffeln und Malz zu Fleiſchgänſen gemacht. Die Maſt wird mit grünem Hafer beendet. Man gibt 14 Tage lang den Hafer eingequollen und ſpäter Gerſtenmehl mit Milch in Breiform.

Um Kleider für Regen undurchdringlich zu machen

koche man 17 Gramm Hauſenblaſe ſolange, bis ſie vollſtändig aufgelöſt iſt; inzwiſchen löſe man 35 Gramm Alaun in 1 Liter Waſſer auf und 10 Gramm weiße Seife in ½ Liter Waſſer. Jede dieſer drei Miſchungen ſeiht man durch ein grobes Tuch und miſcht ſie dann gut zuſammen. Beim Gebrauch erwärmt man dieſe Maſſe und trägt ſie mittels einer Bürſte auf die innere Seite des zu dichtenden Stoffes.

◆

Aus dem Engen und Weiten

Allerlei Wiſſenswertes für die Frau

In Perſien werfen ſich vornehme Damen bei geſellſchaftlichen Beſuchen zur Begrüßung Roſen zu. — Ein Frauenhaar kann das Gewicht von 178 Gramm halten, ohne zu zerreißen. Der Menſchenkopf hat durchſchnittlich 30 000 Haare, die zuſammen alſo eine Rieſenlaſt von 5340 Zentner zu tragen vermögen. — Solon ſchrieb den Bräuten vor, einen Apfel vor der Hochzeit zu eſſen, um die Lieblichkeit ihres Kuſſes zu erhöhen. — Auf der ägäiſchen Inſel Kos freit nicht der Mann um die Braut, ſondern das Mädchen um den Bräutigam. — In Norwegen dürfen Mädchen erſt dann ſtandesamtlich getraut werden, wenn ſie ein Zeugnis vorweiſen können, aus dem hervorgeht, daß ſie richtig kochen können. — Im 16. Jahrhundert war jedes Weib, das ein König von Spanien berührte, geheiligt und mußte in ein Kloſter gehen. — Nachdem im Jahre 1791 in Frankreich die Eheſcheidung als geſetzlich zuläſſig erklärt worden war, wurden im erſten Jahre bereits 6000 Ehen geſchieden. — Verlobungsringe ſind bibliſchen Urſprungs. — Eine japaniſche Braut liefert die erhaltenen Hochzeitsgeſchenke ihren Eltern ab, als eine kleine Entſchädigung für die Mühe und Unkoſten, die dieſe für ihre Erziehung gehabt haben. — Auf Korſika trägt man für die Gattin drei bis vier Jahre, für den Gatten das ganze Leben Trauer.

Familienleben in Sowjetrußland.

Bei der jüngſten Volkszählung in Petersburg hat ſich, der Sowjetpreſſe zufolge, deutlich ergeben, welche weitgehenden Aenderungen im Familienleben ſeit der bolſchewiſtiſchen Revolution eingetreten ſind. Zunächſt fällt die hohe Zahl ſogenannter „Familien ohne Vorſtand“ auf, d. h. Familien, die aus einer arbeitenden Frau und einem oder mehreren Kindern ohne männlichen Ernährer beſtehen. Dieſer Familientypus, der vor dem Kriege eine Ausnahme darſtellte, iſt heute zahlreich vertreten. Ebenfalls häufig ſind Familien, beſtehend aus einer Frau und einem oder mehreren Kindern ohne von finanziellen Zuſchüſſen des Vaters der Kinder leben, ſei es des geſchiedenen Mannes oder des unehelichen Vaters. Ferner iſt häufig Polygamie anzutreffen, d. h. das Zuſammenleben eines Mannes mit zwei Frauen; das Umgekehrte ſcheint, den Rapporten zufolge, nicht vorzukommen. — Die Wohnungszuſtände laſſen in Petersburg noch viel zu wünſchen übrig; das Zuſammenwohnen mehrerer Perſonen, die nicht miteinander verwandt ſind, in einem einzigen Zimmer kommt noch immer ſehr häufig vor.

Schönheitskonkurrenz für Damen über 50 Jahre.

Ein Newyorker Modenhaus hat kürzlich die originelle Idee gehabt ,einen Schönheitswettbewerb auszuſchreiben, deſſen Beteiligung aber nur für Damen offenſtand, die das 50. Lebensjahr überſchritten hatten. Trotz der peſſimiſtiſchen Vorausſage der Skeptiker, die ſich auf die Erfahrung gründete, daß die Vertreterinnen des ſchönen Geſchlechts im allgemeinen wenig Neigung bekunden, ihr Alter der Oeffentlichkeit preiszugeben, war die Beteiligung an dem Wettbewerb außerordentlich zahlreich. Die Preisträgerinnen haben dafür die Genugtuung, ihre Bilder in einer amerikaniſchen illuſtrierten Zeitung veröffentlicht zu ſehen.

◆

Büchertisch

Weltfürſt — Geldfürſt. Einem Aufſatz im neuen Daheim (163 Jhrg. Nr. 18) entnehmen wir nachſtehende Anekdote: „Napoleon hatte ſeit Moskau und Leipzig ſein Beſtes, das Selbſtvertrauen, verloren und wurde vernichtend geſchlagen, — der Weltfürſt war erledigt. Als die tragiſche Entwicklung des kaiſerlichen Heldenſchauſpiels bei Waterloo vor ſich ging, ſetzte Nathan Mayer Rothſchild für Napoleons Armee auf der Route von Brüſſel nach Oſtende Relaispferde an. Kaum aber hatten Blüchers Kanonen die letzten Reſte der glorreichen Bataillone des Korſen zertrümmert, als Nathan Mayer ſchon zu Pferde ſtieg und nach Oſtende abreiſte. Am Hafen angekommen, verlangte er eine Barke, er wollte in demſelben Augenblick nach England hinüber; aber ein großer Sturm beſtrich das Meer, kein Menſch war zur Ueberfahrt bereit. Um Goldespreis fand ſich endlich ein Schiffer hierzu, und die Barke trug den künftigen Geldfürſten nach England. Kaum den Boden Englands berührend, beſteigt Nathan Mayer ſchon ein Pferd, fliegt nach London und hemmt den Lauf erſt an den Stufen der Börſe. Er kauft alles, was zu kaufen iſt. Vierundzwanzig Stunden ſpäter iſt die Niederlage Napoleons bekannt, Nathan Mayer hat 20 Millionen gewonnen, und er legte ſo die Grundpfeiler einer neuen Dynaſtie. Das Bankhaus Rothſchild wird das größte Handelshaus Europas, ja der ganzn Welt, gewaltig iſt der Reichtum.“

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Frauen-Zeitung
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 5 Altena, den 1. Februar 1927

Nur um versorgt zu sein

Von Frida Freund.

„Ich würde kein Mädchen heiraten, das nicht wenigſtens ſo viel beſitzt, um davon ihren bisherigen Gewohnheiten gemäß, leben zu können. So entgehe ich der Gefahr, genommen zu werden, weil ſie verſogt zu ſein wünſcht,“ hörte man vor dem Kriege nicht ſelten die jungen Männer ſprechen, und auch wohl heute gibt es hier und da noch einen anſpruchsvollen Jüngling, der von ſeiner zukünftigen Gattin materielle Reichtümer in dieſem Maße verlangt.

Klingt das nicht berechnend, hart und lieblos? Und doch kann man den Mann nicht verdammen, der bei dem wichtigſten und folgenſchwerſten Schritt ſeines Lebens die Vernunft mitſprechen läßt. Ja, wenn das häßliche „Um verſorgt zu ſein!“ nicht wäre — —! Sie iſt über die erſte Jugend hinaus. Sie zählt 28 Lenze. Der Vater, ein ehemals vermögender Mann, iſt durch Krieg und Inflation verarmt Nichts weiter als eine gute Bildung kann er ſeiner Tochter mit in die Ehe geben. Sie ſelbſt geht vielleicht ins Büro, um in der Tretmühle der Arbeit die erforderlichen Gelder, die eine zeitgemäße Ausſtattung verlangt, zu erwerben. Das iſt aber auch alles. Wenn ſie heiratet, heiratet ſie, um verſorgt zu ſein.

Sie iſt ein junges, friſches Ding von 22 Jahren. Der Vater bekleidet einen höheren Beamtenpoſten mit entſprechendem Gehalt. Wohl haben Krieg und Inflation auch ſeine Erſparniſſe in ein Nichts zerrinnen laſſen, doch die Einkünfte ſind ſo, daß er weiterhin ſtandesgemäß leben kann. Seine Gattin, an das luxuriöſe Leben vergangener Zeiten gewöhnt, vermag nicht an Sparen zu denken, viel weniger noch ſich zu beſcheiden. Das Gehalt des Mannes geht in den Wünſchen und Anforderungen ſeiner eigenen und vergnügungsſüchtigen Frau auf. So wächſt auch die Tochter auf, ſich weit über ihren Stand und ihre Verhältniſſe kleidend, jede Zerſtreuung, die der kleine Ort bietet, mit genießend. Wie ein gaukelnder Falter taumelt ſie im Laufe der wenigen Jugendjahre von einem Vergnügen zum anderen. Und plötzlich wird ſie gewahr, daß ſie älter geworden iſt, daß ihr die Landpartien und Tanzkränzchen nicht mehr ſo viel Vergnügen bereiten, als im vorigen Jahre. Jüngere ſind in die Geſellſchaft eingetreten, ein jedes Jahr hat einige Mädchenknoſpen ſich zu lieblichen Jungfrauen entwickeln laſſen, deren beſcheidenes Weſen jetzt die Männerwelt mehr anzieht, als das ſelbſtbewußte Auftreten der älteren Tänzerin. Ausnahmen machen nur die mit ungewöhnlichen Gaben ausgeſtatteten oder jene reichen Modepuppen, die man Goldfiſchchen nennt. Unſere Beamtentochter gehört weder zu den einen noch zu den anderen. Nur gezwungen macht ſie noch die Vergnügungen mit, weil ſie nichts weiß, womit ſie ſich ſonſt beſchäftigen ſoll. Die Zerſtreuung iſt ihr zur Gewohnheit geworden, die die Einförmigkeit ihrer Tage unterdrückt., Damit ſoll allerdings nicht geſagt ſein, daß ſie dem lieben Herrgott die Tage abſtiehlt, nein, ſie iſt durchaus nicht untätig, ihre Kleider, ihren Putz fertigt ſie ſelbſt. Ihre Fähigkeiten auf dieſem Gebiete würden ausreichen, um ſie ein nicht unbedeutendes Taſchengeld erwerben zu laſſen, welches zurückgelegt ein Notgroſchen für die Zukunft werden könnte. Aber der Dünkel, den man in derartigen Kreiſen ſo häufig findet, hat die Eltern abgehalten, ſie auf das Erwerben hinzuweiſen. „Unſere Hilde — eine Schneiderin, eine Putzmacherin?“ Der Vater iſt entrüſtet bei der bloßen Vorſtellung. Da kommt ein grauenvoller Tag, der den Verhältniſſen eine jähe Aenderung gibt: Der Vater wird vom Schlage getroffen, der Sprache beraubt, dienſtunfähig! Die Angehörigen hoffen, daß der Zuſtand ſich beſſern werde, aber wie ſich Woche an Woche, Monat an Monat reihen, da ſchwindet die Hoffnung, da taucht in der Mutter und Tochter Seele unabweisbar der Gedanke auf: Wie wird es gehen, wenn von der geringen Penſion zunächſt die koſtſpielige Pflege des Vaters beſtritten werden ſoll? Wieviel wird für uns übrig bleiben? Und wie wird unſere Zukunft ſich geſtalten, wenn der Tod dem Kranken die erſehnte Erlöſung bringt? Was dann?

Ach, hätten ſie früher an die Zukunft gedacht, für ſie geſorgt, die Gegenwart würde ihnen weniger bitter werden, der Schmerz um den Vater könnte ein reiner, von Selbſtſucht ungetrübter ſein! Vielleicht nagt an des Kranken Gemüt jetzt die Reue, vielleicht möchte er jetzt noch warnen, jetzt noch ſo manches ändern, manches ungeſchehen machen. Aber er ſagt ſich, daß es vergebens ſein würde. Zu ſpät! Und das grauſame: Zu ſpät! ſchließt dem ſiechen Manne den Mund, und wie wieder Monat auf Monat vergeht, da wird aus dem ſtummen Manne ein ſtumpfer, ein teilnahmsloſer, da kauert der Tod neben dem Bett, begierig, die Beute zu entführen.

In dieſer Zeit tritt ein Bewerber um Hildes Hand auf. Er iſt in derſelben Stellung wie der Vater, hat dasſelbe Gehalt und iſt eine „gute Partie“. Liebt ſie ihn? Törichte Frage, die ſie ſich weder ſelbſt noch jemand anders ihr ſtellt! Sie iſt nun 26 Jahre alt, ohne Vermögen, ſo gut wie verwaiſt, erwerbsunfähig — und ſie ſollte überlegen, ob ſie den Mann liebt? Im Bekanntenkreiſe hegt niemand ſolche Bedenken. „Welch' ein Glück für Hilde!“ heißt es da. „Wie gut, daß ſie nun verſorgt iſt!“ Der Vater ſtirbt, Hilde wird Braut, Gattin, um — verſorgt zu ſein!

Es wäre übertrieben, wollte man behaupten, daß alle in dieſer Weiſe geſchloſſenen Ehen unglücklich ſeien. Bisweilen iſt die Liebe des Mannes der ſtarke Anker, der das Schifflein der Ehe vor verhängnisvollem Umherirren bewahrt; bisweilen verſteht der Mann es, die eigenen praktiſchen Anſichten und vernünftigen Gedanken zu denen ſeiner im Grunde nicht ſchlecht angelegten Gattin zu machen. Aber die Fälle, da aus putz- und vergnügungsſüchtigen Mädchen eine fleißige, ſich bewährende Gattin wird, ſind ſelten. Sie hat ihn genommen, nur um verſorgt zu ſein, und der Leichtſinn, mit dem die Heiligkeit der Ehe in den Staub gezogen worden, — er rächt ſich bitter an ihr und dem ſchuldloſen Gatten.

Mußte das ſein? Mußte das Mädchen heiraten, um verſorgt zu ſein? Die Frage kommt zu ſpät, ſie hätte früher erwogen werden müſſen. Hätten damals die Eltern an die Zukunft ihres Kindes gedacht, das Kind wäre jetzt der Notwendigkeit überhoben geweſen, ſich zu verheiraten um — verſorgt zu ſein. Wie gut hätten, wenn die Kleidung von Mutter und Tochter ſtets eine einfache geweſen, wenn ſie nur ausnahmsweiſe ein Vergnügen mitgemacht, wie gut hätten in jedem Jahre tauſend Mark oder mehr zurückgelegt werden können, die, Zins auf Zins ſich häufend, ein kleines Kapital geworden wären. Und wie geachtet hätte die Tochter daſtehen können, wenn ſie ſchon bei Lebzeiten des Vaters ſich beruflich betätigt hätte wie hätte ſie auch dieſen Erwerb zurücklegen und wie ſicher und furchtlos hätte ſie der Zukunft ins Auge ſchauen können, da ſie arbeiten gelernt! Wäre dann ein Bewerber aufgetreten, in wie ganz anderem Lichte wäre er betrachtet und geprüft worden. Und hätte Hildens Herz ſich für ihn entſchieden, wie freudig und voller Vertrauen hätte ſie ihm folgen können, Vertrauen nicht nur zu ſeiner Liebe, ſondern Vertrauen auch zu der eigenen Kraft, die ſich in regem Fleiße bereits bewährt.

Es iſt eine Schmach, die Ehe für nichts anderes anzuſehen, als eine Verſorgungsanſtalt. Wehe den gewiſſenloſen Eltern, die ihre Tochter in einer Weiſe erziehen, daß ſolche Gedanken in dem jungen Gemüte Einkehr halten können, groß und alt darin zu werden! Seht ihr es nicht ein, ihr Eltern, welche verkrüppelten Blüten der Charakter eures Kindes treiben, welche Mißbildungen er hervorbringen muß, wenn euer Kind aufwächſt unter der Vorſtellung: „Ich muß mich verheiraten, um verſorgt zu ſein?“ Kann angeſichts dieſer Vorſtellung in der Seele eurer Kinder der weibliche Stolz heranreifen, jener Stolz, der zur demutvollen Hingabe dem Manne gegenüber wird, der aber aufgerichtet und hoch daſteht, geboren von der Ueberzeugung, daß einzig die Liebe das entſcheidende „Ja“ auf die Lippen zwingt, daß durch die Liebe und nur durch dieſe die Ehe geheiligt wird. Zum Glück hat die Nachkriegszeit, die ſchweren Nöte und Sorgen der Inflation den meiſten Menſchen die Augen geöffnet, ſodaß ſie wiſſen, was es heißt, für ſich und ſeine Kinder Erſparniſſe zurückzulegen. Darum ſpart in der Zeit, dann habt ihr in der Not, auch wenn ihr nicht geheiratet werdet.

Der Leierkasten

In blauen Schatten ruhen noch die Gaſſen,
Doch golden ſchimmert jedes ſtumpfe Dach —
Und müde Menſchen ſteigen aus den blaſſen,
Verſtaubten Mauern ſtill der Sonne nach.
Hinauf zu jenes Hügels lichten Höhen,
Wo winterlich noch träumt der kahle Hain —
Doch plötzlich bleiben ſie verſunken ſtehen:
Was ſingt und klingt dort aus der Häuſer Reih'n?

Ein Ton aus fernen, längſt vergeſſ'nen Zeiten,
Ein Liebeslied, ſo wehmutsvoll und ſüß.
Und ſtumm und feierlich ſie weiterſchreiten —
Verklärt von der Erinn'rung Paradies.
Doch unten in der Stadt, der dumpfen, engen,
In kalten Gaſſen, ohne Licht und Glanz,
Dreht ſich die Jugend bei denſelben Klängen
Um einen Leierkaſten flott im Tanz.

Mathilde Donata von Beulwitz.

◆

Gegen die obligatorischen Kindergärten

Von Direktorin Dr. Metz, M. d. R.

Bei Beratung des Berichts des Bevölkerungspolitiſchen Ausſchuſſes über den Schutz für Mutter und Kind wurde im Reichstag die Vorlegung einer Denkſchrift über den Stand des Mutterſchutzes und der vorhandenen Einrichtungen der öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege beſchloſſen. Verſchiedene der dazu vorliegenden kommuniſtiſchen Forderungen ſind unbedingt zu unterſtützen, ſo die Einrichtung von Beratungsſtellen für Schwangere, von Entbindungsheimen, Anſtellung von Hebammen, Gründung von Heimen für Mutter und Kind und Förderung der Säuglings- und Kleinkinderfürſorge durch periodiſche Unterſuchungen der geſundheitlichen und ſonſtigen Lage der Säuglinge und Kleinkinder. Bedenken wird man gegen die Forderung nach Einrichtung obligatoriſcher Kindergärten mit Verpflegung und ärztlicher Behandlung für Kinder vom 3. Lebensjahre bis zum Schulbeginn haben müſſen. An ſich iſt ſelbſtverſtändlich die Unterbringung von Kindern arbeitender Mütter in Kindergärten nach jeder Richtung hin zu fördern. Dagegen muß man ſich im Intereſſe der Aufrechterhaltung der Familienerziehung gegen den Zwang für alle Kinder zum Beſuche ſolcher obligatoriſcher Kindergärten wenden. Es gibt doch eine ganze Reihe von Elternhäuſern, in denen die Mutter Zeit und Kraft aufwenden

Der Marsch zur Jugend

Skizze von Harry Wien

Sie hat ſchneeweißes Haar, das bauſchig um ihre Schläfen ſteht. Aber ihre Wangen ſind friſch. Man weiß nicht, ob von Natur oder ob ſie ſtark Rot auflegt. Der Bogen der Augenbrauen iſt dunkel und fein gezeichnet. Das Auge grau, aber in mancher Beleuchtung und vor allem bei jeder Erregung von einem dunklen faſt ſchwarzen Glanze. Die Geſtalt iſt zart und ſchlank, noch ſehr jugendlich in Haltung und Bewegung.

Ihr Gatte liebt ſie ſehr. Sie ſind Kollegen. Sie malen im gemeinſamen Atelier. Eine Ecke davon iſt abgegrenzt als Beſuchsraum. Hat Teppich, Diwan, Spiegel, Teetiſch. Freunde kommen und gehen. Nehmen dort Platz, rauchen eine Zigarette, plaudern über Leben, über Kunſt. Es ſind geiſtige, künſtleriſche Menſchen mit noblem Geſchmack, Feinfühligkeit und einer Sicherheit des Urteils über Malerei, das ihnen beiden wichtig iſt.

Frauen kommen nicht ins Atelier. Kommen kaum in ihren Lebenskreis, der eng begrenzt iſt, weil Arbeit ihn umfriedet. Clariſſe hat nie Freundinnen gehabt. Ihr Studium, ihr Beruf brachte ſie vorwiegend mit Männern zuſammen. Sie hat die Frauen in ihrem Leben nicht vermißt. Die Kameradſchaftlichkeit ihrer Kollegen und ihrer Freunde, im Untergrunde wie es dieſer ſchönen Frau gegenüber nicht anders ſein kann, mit ritterlicher Huldigung gemiſcht, hat ihr Frauengeplapper und Frauenfreundſchaft vollkommen erſetzt.

Aber eines Tages iſt plötzlich doch ein weibliches Weſen da. Es wird, zum Erſtaunen des Ehepaares, über die Schwelle förmlich geſtoßen. Es ſtolpert herein, und er und ſie ſehen auf den erſten Blick, daß es ſchreckliche, plumpe Stiefel an hat und überhaupt maßlos geſchmacklos gekleidet iſt.

Hinter der Stolpernden erſcheint die korpulente, aſthmatiſch atmende Geſtalt ihres Freundes Robert Collin mit einem äußerſt verdrießlichen Geſicht.

„Dieſe verrückte Perſon,“ knurrt er. „Erſt ſetzt ſie mir monatelang Tag und Nacht zu, wie ein Floh eine arme Menſchenhaut nicht grauſiger plagen kann, heult, weil ſie nicht die Erlaubnis bekommt, Malerin zu werden, und da ich ſie endlich zu euch herſchleppe, dieſe Rabennichte, ſteht ſie vor der Ateliertür wie ein Stock, der gerade im Begriff iſt, wieder zum Baum zu werden und im Boden Wurzeln zu faſſen.“

Er wirft eine Mappe auf den Tiſch und poltert: „Seht ſie euch an, die Zeichnungen der Hedda Collin. Und wenn ſie nicht ein Talent hat wie Roſa Bonheur oder Käte Kollwitz, ſetzt ihr der Kopf zurecht und ſchickt ſie zum Teufel.“ —

Zwiſchen ihrer Staffelei und ſeiner ſteht die Staffelei der Schülerin. Hedda malt. Und Clariſſe iſt es, die ihr Anleitungen geben muß und Belehrungen, denn ihr Mann hat nicht Luſt, ſich mit einer Anfängerin abzugeben. Clariſſe tut es, müht ſich ab, ſeufzte aber heimlich. Es iſt doch eine Störung, Ablenkung. Immer muß man das Auge von der eigenen Staffelei zu jener anderen hinüber ſchweifen laſſen, an der eine junge Frau, tollpatſchig, aber kühn und unendlich freudig und begeiſtert Strich neben Strich baut. Sie hat Talent, dieſe Hedda Collin. Ihr Können wächſt. Aber Geduld gehört dazu. Geduld der Meiſterin und Geduld der Schülerin. Und viel Zeit wird noch vergehen, bis ein Bild der Collin reif iſt für die Oeffentlichkeit. — —

Zeit rinnt, tropf unabläſſig. Iſt das Jahr ein Becher ſo iſt er ſchon übervoll. Zeit rinnt und quillt über ſeinen Rand. Da läuten die Neujahrsglocken und auf dem Gabentiſche der Welt ſteht ein neues Gefäß, die fallenden Tropfen der fallenden Tage aufzufangen.

Im Frühling erkrankte Clariſſe an einer Erkältung. Nicht gefährlich. Schleichendes Fieber. Entzündete Mandeln. Kopfſchmerzen. Schwäche und Ziehen und Zerren in allen Gliedern Trotzdem dauert es drei oder vier Wochen, bis ſie wieder an die Arbeit kommt. Und als ſie ins Atelier zurückkommt, iſt es Oſterzeit.

Es iſt alles wie ſonſt. Sie malen zu dreien Plaudern. Frühſtücken. In der Beſuchsecke auf dem Diwan ſitzt bald dieſer, bald jener der Freunde, erſtattet Bericht über irgend ein Ereignis der Saiſon, gibt ſein Urteil ab über Clariſſens Bilder, über ihres Gatten Bilder und auch über die Heddas. Wirklich, ein Kenner kann ſie ſchon ermuntern. Sie hat ganz prächtige, ganz unglaubliche Fortſchritte gemacht.

Alles iſt wie ſonſt. Und doch glaubt Clariſſe eine Veränderung zu ſpüren. Es iſt, als ſpräche zwiſchen zwei Stimmen, die miteinander telephonieren, eine dritte Stimme mit. Die dritte Stimme zwiſchen der ihren und der ihres Mannes iſt die Heddas.

Und auf einmal bemerkt Clariſſe, daß ihr Mann faſt allein den Unterricht von Collins Nichte in die Hand genommen hat. Er tritt zu ihr, weiſt ihr die Fehler auf den Bildern nach. Einmal nimmt er ihr den Pinſel aus der Hand greift über ihre Schulter hinweg und korrigiert in das Bild hinein einen kräftigen, grasgrünen Ton. Hedda iſt kleiner als er. Sie trägt ein weißes, ausgeſchnittenes Kleid, das ihren jungduftenden, braunen Nacken frei läßt. Ihr Haar ſteht kurz, kraus, ſtörriſch und braun von ihrem Kopfe ab. Und plötzlich ſieht Clariſſe, daß ſie dieſen Kopf zurückſinken läßt und daß er an der Bruſt ihres Mannes ruht, als wäre es ſo in Ordnung und könne gar nicht anders ſein. — —

Clariſſe kann es ſich nicht mehr verhehlen: Ihr Mann liebt Hedda, dieſe kleine, braunhaarige Teufelin, die es nie lernen wird, ſich geſchmackvoll anzuziehen, ſich damenhaft zu bewegen, und keine Ausſicht hat, einmal wie ſie, Clariſſe, eine Frau von Welt zu ſein.

Aber es iſt der Duft ihrer Jugend, ihrer Urwüchſigkeit, der dem Manne zu Kopfe ſteigt. Und Hedda nimmt ſeine Liebe ohne Skrupel, mit einer ſicheren, raubtierartigen Wildheit, die etwas Sieghaftes hat.

Clariſſe tritt vor den Spiegel und muſtert ſich ſtreng. Ganz unparteiiſch muß ſie ſich ſagen: Ja, ſie iſt immer noch eine ſchöne Frau. Der Spiegel ſagt es. Die Augen der Freunde ſagen es. Und auch die Augen ihres Mannes.

Wie kann dieſer Gatte, dieſer Liebende, dieſer Kamerad, dieſer Freund, ſein Herz wenden zu Hedda Collin?

Kann ſie, Clariſſe, es ſich vorſtellen, einen anderen als dieſen, ihren Mann, mit ihrer Liebe zu umfangen? Wie kann es bei ihm anders ſein?

Sie ſind in gleichem Alter. Nie hat das geſchadet. Alter iſt eine Kataſtrophe für die Häßlichen. Die ſchönen Frauen verlieren auch alternd nicht ihre Macht und ihren Reiz. Niemand hätte ihr die fünfzig Jahre geglaubt, wenn ſie ſie lachend verkündet. So jung und anmutig hat ſie ſich gehalten, und das weiße Haar über ihren roten Wangen iſt nur ein neuer fremdartiger Reiz.

Plötzlich bemerkt ſie, daß ſie mechaniſch immer eine Zahl auf einen Papierblock ſchreibt. Es iſt immer wieder die Zahl: 50. Fünfzig Jahre iſt ſie. Fünfzig Jahre iſt er. Und auf einmal hält ſie die Löſung des Rätſels in der Hand. Gleich alt iſt für Mann und Frau nicht gleich alt. Gleich alt heißt für den Mann zehn Jahre jünger ſein als die Gefährtin. Sie weiß, er will ſie nicht betrüben. Vielleicht iſt es ihm nicht einmal bewußt, daß er ſich von ihr getrennt und auf dem Marſche iſt zur Jugend zurück.

Clariſſe ſinnt: wie wird die Zukunft ſein? Ein paar Jahre der Liebe werden noch blühen für ihren Mann. Dann, eines Tages, wird die wilde Hedda hinausſtürmen ins Leben draußen, einem jungen Gefährten zu.

So lange muß ſie, Clariſſe, ſchweigen und warten.

Dann werden ſie ſich vielleicht wiederfinden und noch ein wenig gut und herzlich miteinander ſein in der Abendſonne.

kann, um ſelbſt die Erziehung ihrer jungen Kinder zu leiten. Kein Kindergarten, ſei er auch noch ſo vorzüglich nach pädagogiſchen und hygieniſchen Geſichtspunkten eingerichtet, kann das erſetzen, was mütterlicher Sinn im Kreiſe der Familie darbringen kann. Es hieße die Mütter, die zu einer ſolchen Erziehung ihrer jungen Kinder im Hauſe gewillt und in der Lage ſind, eines Teils ihres Mutterglückes und ihrer Mutterfreuden berauben, wenn man auch dieſe Kinder zwangsweiſe den Kindergärten zuführen wollte. So wird man die Einrichtung von weiteren Kindergärten unterſtützen, aber den Zwang zum Beſuche ablehnen müſſen.

Daneben fordert auch der Vorſchlag, daß vorhandene private Einrichtungen (Kindergärten) von den Gemeinden oder Gemeindeverbänden zu übernehmen ſind, ſtarken Widerſpruch heraus. Einrichtungen öffentlicher Art haftet leicht ein gewiſſer Schematismus an, während die private Wohlfahrtspflege, die gerade auf dieſem Gebiet in Deutſchland außerordentlich gut ausgebaut iſt und unter Einſatz vieler treuer, freiwilliger Liebesarbeit muſtergültig wirkt, mehr eine perſönliche Note trägt. Bisher haben ſich die Gemeinden mit großem Erfolge dieſer Einrichtungen der privaten Wohlfahrtspflege bedient und gut Hand in Hand mit ihnen gearbeitet. Eine allgemeine Ueberführung der privaten Kindergärten in die öffentliche Hand iſt daher abzulehnen.

Wenn ſie Dich ſchmähten, wenn ſie Dich ſchalten
Widerſprich nicht mit hitzigem Blut;
Schweig' und ſchaffe, was ſchön und gut,
So wirſt Du zuletzt doch recht behalten.

Geibel.

Die schwedische Frau als Gattin

Von Ilſe E. Tromm-Göteborg (Schweden).

Das ſchwediſche Mädchen heiratet durchſchnittlich ſehr früh. Es wird von Hauſe aus ſchon zur Ehe erzogen, und da die ſchwediſchen Ehen muſtergültig ſind (Ausnahmen beſtätigen hier wie überall die Regel), ſo weiß ſie von der Mutter her ſchon mit gutem Inſtinkt, ſich dem Manne anzupaſſen und ſich rechtzeitig auf ihn einzuſtellen. Es gibt nirgends weniger Mißhelligkeiten als in der ſchwediſchen Ehe.

Einen großen Anteil an dieſem Vorteil haben natürlich auch die Männer, die ihre Frauen vergöttern und verwöhnen. Darin kommt der Schwede dem Amerikaner ſehr nahe. Die Frau iſt für ihn das Höchſte. Für ſie ſchafft und arbeitet er gern, um ihr das Leben ſo behaglich wie nur möglich zu geſtalten. Auf ſie hat er ſein Leben eingeſtellt, und gehen aus der Verbindung ein paar geſunde Kinder hervor, ſo iſt des Schweden Glück vollkommen.

Niemals würde die verheiratete Schwedin auf den Gedanken kommen, ſich zu vernachläſſigen oder ſich körperlich hängen zu laſſen, weil ſie ihres Mannes ſicher iſt. Sie zeigt immer ein freundliches Lächeln auf dem gut gepflegten Geſicht und iſt immer appetitlich und ſchön. Das ewige Lächeln gibt ihrem Geſicht zwar nicht ſelten etwas Puppenhaftes, aber der Mann liebt dies; er tändelt mit ihr, putzt ſie mit koſtbaren Kleidern heraus, die oft wirkliche finanzielle Opfer für ihn bedeuten. Das Puppendaſein der Schwedin hält ſie in den jungen Ehejahren von faſt aller Betätigung im öffentlichen Leben fern. Ihr fehlen die tiefgehenden Intereſſen der mitteleuropäiſchen Frau. Politik und Frauenfragen bedeuten ihr vorerſt nichts, deſto größer und intenſiver iſt ihr Beſtreben, dem Mann im eigenen Heim die größte Behaglichkeit zu ſchaffen, nach deren Ruhe er ſich nach des Tages Laſt gern zurückſehnt.

Vollkommen in ſich abgeſchloſſen iſt das ſchwediſche Familienleben. Es iſt faſt ausgeſchloſſen, daß man „auf einen Sprung“ zu ſeinen Freunden geht, wie man es in Mitteleuropa zu tun gewohnt iſt. Man wartet die offiziellen Einladungen ab, und die Abfütterungen die ſich immer programmäßig bei allen Gelegenheiten abwickeln, verlaufen in formeller Konvenienz, bei denen faſt nie eine gemeinſame Unterhaltung aufkommt. Man trinkt nur, wenn die Dame des Hauſes ihr Glas erhebt, oder wenn der Herr des Hauſes ſeinen Gäſten zutrinkt. Nach dem Mahle verſchwinden die Herren meiſt, um im Rauchzimmer von Politik oder Geſchäften zu reden, während die Damen ſich im Salon nach allen Regeln der Kunſt langweilen und ſich das Geſpräch — meiſt über Kleiderfragen — fortſchleppt. Die erlöſende Stunde ſchlägt erſt bei der Ankunft im eigenen Heim.

Die Schwedin will unter allen Umſtänden „ſüß“ ſein. Das Puppenhafte an ihr paßt zu ihrer Natur. Sie intereſſiert ſich ihr ganzes Leben hindurch mehr für den Mann als für ihre Kinder, die immer erſt in zweiter Linie kommen. Hier ſteht ſie im vollſtändigen Gegenſatz zu den deutſchen Müttern, die ihre Männer zur Seite ſchieben, wenn es ſich um die Kinder handelt. Die Schwedin überläßt die Erziehung ihrer Kinder, wenn ihre Vermögenslage es nur eben erlaubt, gern bezahlten Perſonen, und da die Kinder ihre Eltern nur in der dritten Perſon anreden dürfen, ſo bleiben ſie einander meiſtens fern. Es wäre undenkbar, daß ein ſchwediſches Kind es wagen könnte, zu den Eltern „Du“ zu ſagen. Die Kinder werden ausſtaffiert mit koſtbaren und eleganten Kleidungsſtücken, und da man die Perſönlichkeit des Kindes in weit ausgedehnterem Maße als in Mitteleuropa reſpektiert, ſo ſchafft man nicht ſelten den unerquicklichen Zuſtand, daß das Kind des Hauſes in vielen Familien herrſcht. Dies wirkt auf mich, als Nichtſchwedin, immer unſympathiſch. Der ſchwediſchen Mutter fehlt meiſt die Fähigkeit, Kinder zu erziehen. Dadurch, daß ſie ſich ungeteilt ihrem Gatten widmet, vermeidet ſie eheliche Untreue, zu denen die Männer hier wie überall hinreichend Gelegenheiten hätten. Sie vermeidet es ferner, daß er ſeine Abende außer dem Hauſe verbringt. Sie macht das Heim behaglich und ſich ſelbſt ſchön und er findet, es gibt keine ſchöneres und liebenswürdigeres Geſchöpf als ſeine Gattin. Im Sommer wohnt die Familie ſelbſtverſtändlich auf dem Lande, in der eigenen oder gemieteten Villa, weil ſich die Gattin von den Anſtrengungen des langen Winters ausruhen muß. Der Mann fährt willig ſtundenlang täglich zu ſeiner Familie aufs Land hinaus und früh am Morgen wieder in die Stadt, um ſeinen Beruf auszuüben, wenn er nur weiß, daß die Seinen es draußen ſchön und angenehm haben. Die ſchwediſche Ehefrau darf ſich um Himmelswillen nicht anſtrengen. Sie muß ſoviel wie möglich „ruhen“, damit ſie ihre Schönheit behält. Iſt zufällig kein dienendes Weſen im Hauſe, verrichtet der Mann hundertmal lieber die Wirtſchaft, als daß er ſie von ſeiner Gattin ausführen ließe. Er kocht den Morgenkaffee, den er ihr am Bett anrichtet und fährt bereitwilligſt ſeinen Nachwuchs mit dem Kinderwagen aus. Er kocht, wäſcht das Geſchirr, während ſeine Eheliebſte ſich ausruhen muß. Die Frau ſteht ſo ſtark im Vordergrund, daß bei Familienanzeigen in den Zeitungen immer zuerſt der Name der Frau genannt wird. Undenkbar wäre es, daß z. B. bei einer Geburtsanzeige der Vater zuerſt und ſelbſtbewußt ſeinen Namen unter die Ankündigung ſetzen würde u. die Mutter ganz beſcheiden hinterher kommt.

Man ſieht ungewöhnlich viel Frauen ein Auto führen. Sport iſt der Schwedin lieb, ſofern er ihrer Schönheit dienlich iſt. Sie hat ſtändig Angſt, an Körperfülle zuzunehmen, und ſie verſucht alles, überflüſſiges Fett wieder zu beſeitigen. Mit Behagen läßt ſich der ſchwediſche Ehemann von ſeiner Frau ſpazieren fahren und er iſt ſtolz, wenn ſie den Kraftwagen elegant zu bedienen weiß. Der Fernſprecher iſt für die Schwedin eine Notwendigkeit. Täglich verbringt ſie längere Zeit mit dem Hörer in der Hand, um mit ihren Bekannten zu ſprechen und mindeſtens einige Male ruft ſie bei ihrem Gatten an, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und ihm zu erzählen, daß ſie unſinnig vor Sehnſucht nach ihm iſt. Immer wieder nimmt der Gatte den Hörer; ſelbſt wenn er dringende geſchäftliche Konferenzen hat, findet er doch noch Zeit, ſeiner Frau ein paar liebe Worte zu ſagen.

Tracht und Schamhaftigkeit

Haben die Eiferer recht, die unſerer modernen Frauentracht, beſonders dem abendlichen Geſellſchaftskleid, eine beſondere Schamloſigkeit vorwerfen? Die aus dieſer Frauentracht ihren beliebteſten Beweis für die von ihnen behauptete moraliſche Zerrüttung der Nachkriegszeit zu ziehen pflegen? An Kapuzinerpredigten auf dieſem Gebiet hat es nicht gefehlt. Wir ſahen, daß hohe kirchliche Stellen es für nötig befanden, den Anzug der heutigen Frauenwelt bei feierlichen Gelegenheiten die Leviten zu leſen; die Männer, die das taten, haben Lebenserfahrung genug, um nicht ihr Urteil unnötig vor der heute recht kritiſchen Oeffentlichkeit bloßzuſtellen. Die ältere weibliche Generation, und dieſe beſonders, nimmt ja auch noch oft Gelegenheit, über die Tracht der jungen Mädchen und Frauen von heute den Kopf zu ſchütteln — beſonders über die beiden Steine des Anſtoßes, über die zu kurz bekleideten Beine und über den Rückenausſchnitt des Abendkleides. Und dieſes Schütteln des Kopfes geſchieht keineswegs allein in kleinen Marktflecken oder in entlegenen Provinzhauptſtädten. Mit dieſem Kopfſchütteln wollen die Kritiker des modernen Frauenkleides den Schluß ausdrücken, den ſie alle ſofort ziehen, auch wenn ſie es nicht immer für klug halten, ihn auszuſprechen — daß nämlich mit der ſchamloſen Tracht auch eine ſchamloſe Geſinnung verbunden ſei. Iſt dieſer Schluß aber auch nur zum Teil berechtigt? Das iſt der Punkt, woran man zweifeln muß, ſelbſt wenn der Zuſammenhang zwiſchen Tracht und Schamloſigkeit ſo einfach wäre, wie jene annehmen.

Ich bezweifle ſtark, daß eine moderne Geſellſchaftsdame, wenn ſie im Abendkleid zu einem Ball oder einem Rout geht, das Gefühl hat, daß ſie ſchamlos ſei, und was die kurzen Röcke und die langen Seidenſtrümpfe betrifft — du lieber Himmel! die Zeit iſt wirklich lange her, wo unſere jungen Mädchen und Frauen in dem Schleppkleid ein Ideal erblickten. Objektiv betrachtet, hat es Frauentrachten in Europa gegeben, die weit ſchamloſer waren als die heutigen. Wer die Modebilder aus der Zeit der franzöſiſchen Direktoire muſtert, wer die gemalten Bilder venezianiſcher Edelfrauen oder auch burgundiſcher und ſelbſt deutſcher Frauen des Mittelalters kennt, weiß, daß damals an Enthüllungen, beſonders der weiblichen Bruſt, ganz andere Dinge geleiſtet wurden als heute. Noch die Geſellſchaftsbilder des zweiten Kaiſerreichs zeigen in der Frauentracht eine Kunſt des Dekolletes, welche den Neid manches heutigen Schneiderkünſtlers erregen dürfte. Es kommt eben immer daraus an, worauf ſich gerade die weibliche Koketterie richtet. Denn darin unterſcheidet ſich das gebildetſte europäiſche Mädchen nicht von dem einfachſten Naturkind in einer Negerhütte, daß es aus ſeiner Kleidung, ſeinem Schmuck eine Waffe der Koketterie machen muß, beſtimmt, die Blicke der Männer anzuziehen und in dem erotiſchen Wettkampf der Geſchlechter den Preis der Anziehungskraft davonzutragen. Eine einfache ſchamloſe Bloßſtellung wird allerdings den feiner empfindender Mann eher abſchrecken als anziehen, das iſt heute noch ſo wie vor Jahrhunderten. Wenn das Charakteriſtiſche der Mode iſt, daß ſie niemals lange Dauer hat, ſo haben doch die Völker aus praktiſchen Gründen in Sachen der Geſchlechtsmoral beſtimmte Bräuche angenommen die dauernd ſind und die ſie Sitte nennen; mit dieſer hat aber etwas ſo Aeußerliches, wie die Tracht, nichts zu tun. Dazu kommt, daß die äſthetiſchen Anſchauungen vielfach wechſeln. Dem 18. Jahrhundert, dieſem ſo galanten Zeitalter, wäre eine Betrachtung über die Schönheit der weiblichen Beine ganz fremd geweſen; dieſe zu entdecken, blieb erſt unſerer Zeit, dem 20. Jahrhundert, vorbehalten. Und das iſt auch der Grund, warum ſich die kurzen Röcke ſo ſiegreich und ſo lange behauptet haben und in unſerem Zeitalter des Sports und der Maſſenverkehrsmittel ſchwerlich wieder ganz abkommen werden. Wir können aber auch aus den Berichten von Reiſenden über Naturvölker oder primitive Kultur nicht ſchließen, daß das Schamgefühl bei der Frauentracht ſich durch das Verhüllen beſtimmter Körperteile ausdrücke Schon aus dem Grunde, weil dieſe Körperteile ſehr verſchieden ſind. Wenn in einem großen Teil der mohammedaniſchen Welt (nicht überall!) das Verſchleiern des Geſichts lange als unbedingtes Gebot weiblicher Schamhaftigkeit galt, ſo war man mit dem Verhüllen anderer Teile weit weniger eilig. Und in Afrika gibt es noch heute Negervölker, deren Anſtandsgeſetze für Männer und Frauen die Bedeckung der hinteren Körperteile erfordern unter Vernachläſſigung aller übrigen. Auch das gebildete Europa mit ſeinem Anſtand zeitigt ſehr komiſche Kulturmanieren, wie der Ausdruck „die Unausſprechlichen“ beweiſt. Es iſt alſo immerhin nicht ganz leicht, aus der heutigen Frauentracht an ſich den Schluß auf Schamloſigkeit zu begründen — immer vorausgeſetzt, daß ſie gewiſſe Grenzen beobachtet, die jede mit der Achtung vor der Sitte ihres Landes ſelbſt fühlen muß.

K. Z.

Zwillinge

Von Carl Ludwig Herbſt-Bielefeld.

Ihr kennt es doch, das Ralf Peacop'ſche Bild mit dem pausbackigen Bübchen, das gerad vor einer Minute nach einer ſauſenden Fahrt durch die Unendlichkeit auf dem buckligen Rieſenball gelandet iſt, den wir Menſchen Erde und den die kleinen Mondkälber vielleicht „Dadabuh“ nennen, weil dieſer Rieſenball ſo geſpenſtiſch groß am Mondfirmament ſteht . . . „Vom Himmel gefallen“, ſo heißt das Bild. Das pausbackige Bübchen, das überraſcht und verwundert in einer halb heroiſchen, halb idylliſchen Landſchaft ſitzt, blickt ſehnſüchtig nach oben. Ob da nicht jemand iſt, der es zurückholt. Uns Menſchen iſt ja das ganze Leben hindurch ſo, als müßte uns irgendwer zurückrufen in ein buntes Traumland.

Es gab einmal Zeiten, da wußten die nichts von Spiralnebeln und Glazialtheorien. Die Menſchen glaubten, der nächtliche Himmel ſei ein Buch, da hinein die Götter mit demantfunkelnder Schrift ihre Gedanken ſchrieben. Und in den ſchimmernden Sternlein erblickte man die ſuchenden Seelen ungeborener Menſchenkinder. Wenn ſo ein Sternlein vom Himmel zur Erde fiel, ward ein Menſch geboren.

„Vom Himmel gefallen . . .“ Die Sache hat ihre poetiſche Richtigkeit. Manchmal aber fällt nicht ein einzeln Sternlein, es fallen ihrer gleich zwei. Zwei Bübchen oder zwei Mädelchen, oder gar ein Bübchen und ein Mädelchen. Dann werden im Standesamtsregiſter Zwillinge eingetragen. Und der Herr Papa, der zunächſt genau ſo verdutzt guckte wie das pausbackige Bübchen auf dem Bild, quittiert dann mit ſchwungvollem Stolz in dem überlebensgroßen Urkundenbuch die vom Himmel gefallene Doppelſendung.

Zwillinge ſind Sternlein, die einander ſuchten in ihrer vorerdiſchen Exiſtenz. Seltſame Ahnungen von dem Alleinſein, das vieler Menſchen Herzen mit ſchneidender Kälte durchſchauert, trieben ſie zueinander, bevor ſie ſich auf die Erde verirrten. Deshalb ſtehen Zwillinge faſt immer in unzertrennlicher Liebe zueinander. Die Geſchichte der Menſchheit iſt eine Geſchichte des Bruderzwiſts. Von Zwillingsbrüdern wiſſen auch die dunkelſten Familienchroniken nichts zu berichten.

Der Sternenhimmel liefert an die Erde recht verſchiedene Ausgaben von Zwillingen. Eine ganze Weile machte er ſich ein Vergnügen aus dem Verſand ſolcher Zwillinge, die einander glichen wie ein Ei dem anderen. Die Eltern mußten dem einen ein blaues und dem andere ein rotes Armbändchen tragen. Niemand konnte ſie voneinander unterſcheiden, nicht einmal die Eltern. Wenn das Zwillings-Peterchen den Birnbaum des Nachbarn — aus hochtouriſtiſchen Gründen natürlich — erſtiegen hatte, kriegte das Zwillingsfritzchen nachher die Haue dafür. Und wenn Zwillingsfritzchen dafür gelobt wurde, daß es unterließ, Onkel Guſtav während des Mittagsſchlafs unter den Fußſohlen zu kitzeln, ſo war es ſicherlich das Zwillings-Peterchen geweſen, das dieſe brave Tat des Unterlaſſens getan hatte. Im Laufe der Jahre aber glichen ſich Plus und Minus in der Lebensrechnung der Zwillinge aus. Das waren Zwillinge, für die Kaſtor und Pollux in Joſef Pontens „Babyloniſchem Turm“ ein Muſterbeiſpiel ſind. Es kriegte nicht nur einer für den anderen die Haue oder die Belobigung; es konnte auch einer nur durch das andere denken.

In neueſter Zeit aber, da Zwillinge — wahrſcheinlich zum Ausgleich der Lücken, die der männermordende Krieg riß — außerordentlich häufig ſind, kommen anders geartete Zwillingsſternlein zum Verſand nach der Erde. Aehnlichkeitszwillinge wurden durch Gegenſatzzwillinge abgelöſt, die als Ganzes eine merkwürdige Syntheſe ergeben. Es entſpricht durchaus dem Geiſt der Zeit, individuell Verſchiedenartiges in einer überindividuellen Form zu verſchmelzen. Das, was wir Zeitgeiſt nennen, iſt möglicherweiſe auch nur ein Exportartikel aus unerforſchten Sternenſphären.

Ein typiſches Beiſpiel für Gegenſatzzwillinge ſind Dölfchen und Wölfchen, denen ich nicht nur literariſch, ſondern auch verwandtſchaftlich nahe ſtehe. Wölfchen und Dölfchen werden nie zu verwechſeln ſein. Weder äußerlich, noch in ihren Lebensäußerungen. Wölfchen iſt blauäugig und blondlockig. Dölfchen hat braune Augen, eine dunkel getönte Haut und vorerſt noch eine Glatze. Während Wölfchen die Tendenz hat, ſich ſtrampelnd vom Zwang aus den weichen Daunendecken zu befreien, verkriecht ſich Dölfchen ſtets bis unter die Naſenſpitze, eine kleine fidele Naſenſpitze, ſichtbar, wenn er in ſeinem Körbchen liegt. Wölfchen iſt in jeder Geſte herriſches Fordern, Dölfchen dagegen beglücktes Danken. Wölfchen liebt den Betrieb und jauchzt laut auf, wenn ſich ſämtliche Kinder der Nachbarſchaft um ihn verſammeln, um zehnſtimmige Lieder zu ſingen, die das elfjährige Lieschen in einer in Europa ſonſt unbekannten Tonart am Klavier begleitet. Dölfchen dagegen liebt die Stille. Er lächelt glücklich, wenn man ihm mit leiſer Stimme Gedichte Rainer Maria Rilkes vorlieſt, von denen er vorläufig kein Wort verſteht, obgleich er doch ein Jahr alt wird. Aber es gibt eben nichts, was man leiſer ſprechen könnte, als Rilke-Verſe. Wölfchen ſcheint Anwartſchaft auf Sitz und Stimme in einem Magiſtrat oder gar in einem Aufſichtsrat zu haben. Dölfchen aber wird den Rückfall in jene Zeitläufte erleben, da Denken und Dichten nur in romantiſchen Dachkämmerlein gedeihen . . . .

Die Tage der Zwillingsähnlichkeiten ſcheinen endgültig dahin. Bald wird von ihnen vielleicht nur noch im Märchen die Rede ſein. Vielleicht hängt das auch mit der zeitgemäßen Forderung nach individuellen Erziehungsmethoden zuſammen. Abſoluten Zwillingsähnlichkeiten dürfte ſelbſt die pädagogiſche Leidenſchaft in tödlicher Verlegenheit gegenüberſtehen . . .